

Sonntags-Blatt.

Beilage des „Anzeiger und Herold“

F. Windolph, Herausgeber.

Grand Island, Nebr., den 10. September 1897.

No. 10, Jahrgang 18.

Die Stunde der Rache.

Von Gottfried Böhm.

Der Lieutenant schaute. — Eine frühe Dämmerung senkte sich nieder auf die zerstörten Gefilde. Es war, als schloße der Himmel sein Auge vor der Noth der Welt und den Gräueln des Krieges. Dichte, schwarze Wolkenschwärme eilten am Horizont hin, gleich als hätten sie einem fernen Vaterlande die unheilvolle Kunde von dem frühen Tode einer Anzahl seiner besten Söhne zuzutragen. — Den ganzen Tag über war heiß gekämpft worden, der Donner der Geschütze hatte die Luft erschüttert, und noch stiegen aus verbrannten Dörfern Rauchwolken empor.

Aber es war jetzt still rings umher, unheimlich still. Die weißen Kreuze des Kirchhofs starrten gen Himmel, und zwischen alten Grabhügeln lagen frische Leichen — ein ganzer Zug frühlicher Jäger, deren erstarrete Hände noch immer die Büchsen umklammerten, aus deren weißen Lippen aber kein Siegesruf, „Hurrah!“ mehr ertönte. Sie hatten sich zu weit von ihrem Bataillon entfernt und waren abgedrängt worden; sie hatten gekämpft wie Löwen, aber die Bogen der Lebermacht waren über ihnen zusammengeschnitten, und über sie hinweggeschossen. Was hatten sie aus hier zu suchen gehabt? — Es lag nicht im Sinne der ertheilten Befehle, sich im Vollzug des Claqueurbienstes der Vernichtung auszugeben. Der Lieutenant hatte es so gewollt. Er war immer rüchloslos in Verfolgung seiner Ziele gewesen, und in seinem schmachtigen Körper fieberte ein maßloser Ehrgeiz. Freiwillige hatten sich ihm angeschlossen, und er hatte sie — in den Tod geführt.

In ihrer stillen Mitte ruhte er nun schwer verwundet, zerschunden, gebrochen, das Haupt auf einen Leichenstein gebettet. Aber das Streden, das ihn erfüllt hatte und das die meisten für einen starken Willen hielten, war noch nicht ganz erloschen; noch glimmte ein Funke davon in seinem halbgeschlossenen grauen Auge, und seine Lippen bewegten sich.

„Alles todt?“ stöhnte er. „Nein! — ich lebe!“ rief eine laute Stimme, und unter einem Knäuel von Leichen wühlte ein Arm sich hervor und greift nach dem Haupt, das erst langsam und allmählich aus einer schweren Betäubung zu erwachen scheint. Das Gesicht ist auffallend schön, aber die fast beständige zusammengezogenen Brauen verleiern einen Schatten darauf. Jetzt hat der Erwachte sich vollends überzeugt, daß er heil geblieben; er springt von der Erde auf und streckt die Arme in die Luft hinaus.

Der Lieutenant blickt auf die träge Gestalt, die in blonder Blüthe vor ihm steht, und es war, als ob plötzlich sein blaßes Gesicht noch um einen Ton blässer würde.

Der aus den Reihen der Todten Ausrufende ist kein Feind, sein Todfeind — er weiß es wohl. Heiß und süß ist die Liebe der Jugend, schwärmerisch ihre kurze Freundschaft, aber heiß und bitter ist auch ihre Haß. Der Lieutenant und der Einjährige — Freiwillige Thure hatten sich vom ersten Augenblick an, da sie sich sahen, mit jenem instintiven, leidenschaftlichen Haß, mit dem tiefe Wessensverschiedenheiten sich gegenseitig ablehnen und verneinen. Der Lieutenant ganz Strammheit, Disciplin, Prosa, der Einjährige ganz Phantasie, Zerfahrenheit, Auflehnung gegen das Bestehende. Augenblicke Lehrern nannten ihn einen Ungehorsamen, und seine eigene Mutter wollte nicht an seine Zukunft glauben.

Der Lieutenant hatte beschlossen, ihn zu befehlen, und vom ersten Tage an, da Thure in die Armee eintrat, unternahm der Officier einen nimmer ruhenden Kampf gegen seine Unbotmäßigkeit. Gehörte er doch zu denen, die da glauben, die militärische Erziehung könne allen Verkümmungen des Körpers, des Geistes und des Charakters abhelfen!

Allein zum ersten Male sah er sich einem Wesen gegenüber, bei dem keine bewährtesten Mittel nicht versingen. Er mochte ruhig sein und eifrig kalt, streng consequent und unerbittlich gerecht; er mochte wüthen, so viel er wollte, ihm mit Strafen aller Art quälen und des letzten Restes von Freiheit berauben — Thure fuhr fort, sich aufzuheben und zu protestiren, sei es auch schließlich nur durch den kühnen Blick seines Auges, durch eine gewisse Leberlegenheit seiner Haltung, durch ein ganz blaßes, fast unspürbares Lächeln, das um seine Lippen spielte, wenn der kleine Lieutenant fädeltrafend an ihm vorbeiführte.

Thure war natürlich sehr weit davon entfernt, die gute Absicht anzuerkennen, die dem Verhalten seines Instruktionsofficiers zu Grunde lag; er schalt ihn in den Gesprächen mit den

Kameraden einen Bedanten, einen „Kopf“, und nannte die Behandlung, die ihm widerfuhr, eine unwürdige, standeswidrige und hundemäßige. In der That gab es bald keine Demüthigung mehr, die ihm erspart blieb, und der Lieutenant war ein Meister darin, sie immer gerade dann und dort zuzufügen, wenn und wo sie am empfindlichsten war.

Im Kasernenhofe schien Thure freilich kaum mehr etwas zu fühlen, sein Ehrgefühl schien stumpf geworden zu sein; er ertrug Alles mit der gleichen unzugänglichen Miene und hielt sich dadurch schadlos, daß er im Kreise seiner Kameraden seinem Unmuth über den verhassten Vorgesetzten in den unzuverlässigsten Ausdrücken Luft machte. Aber der Lieutenant wußte ihn auch außerhalb des Kasernenhofes zu treffen, und leider traten zuletzt auch noch Verletzungen intimer Natur hinzu und vergifteten das trante Verhältnis noch mehr. Es hieß, daß der Lieutenant und der Einjährige für ein und dasselbe Mädchen schwärmten, für die kleine Fifi Prud, die sehr hübsch und munter war und nur den einen Fehler hatte, daß sie gern über Alles lächelte und die Widerspenstigkeit und Schwärmerei des schönen großen Einjährigen ebenso komisch fand, wie die Strenge und den Jörn des häßlichen kleinen Lieutenants.

Niemand konnte es angenehm sein, eines schönen Abends wegen einer angebliebenen Insubordination im Angesichte des Gegenstandes seiner schwärmerischen Verehrung angefaßt zu werden; aber Thure nahm diese peinliche Scene besonders tragisch, und seitdem kannte sein Haß gegen den Lieutenant keine Grenzen mehr. Hundert wahnsinnige Rachegeanken wogten durch seine Brust, und er verzehrte sich förmlich in ohnmächtiger Wuth. Seinen Feind todt und vernichtet vor sich im Staube zu sehen, war ihm die liebste Vorstellung, und er trug sich mit dem Gedanken an unumgängliche Duelle und unwahrscheinliche Schicksalswendungen.

Jetzt war das Unwahrscheinlichste zur Wirklichkeit geworden; der ersahnte Augenblick war plötzlich eingetreten: der Lieutenant lag blutig, zerschunden und gebrochen zu seinen Füßen; das Schicksal hatte ihn in seine Hand gegeben; er war ohne Zeugen, er konnte ihm zufügen, was immer die Leidenschaft ihm einfloßte, die Stunde der Rache hatte geschlagen!

Der Lieutenant stöhnte. „Wir sind schlecht ausgekommen bisher“, sagte er mit einer häßlichen Verzerrung seines Gesichtes. „Sie waren ein schlechter Soldat im Frieden, aber seit heute halte ich Sie für einen anständigen Kerl: Sie werden mich nicht lange leiden lassen.“

Thure's Herz fing an lauter zu pochen, seine fragenden Blicke starrten auf den Leidenden hinab, der sich vor Schmerz die Zähne in die Lippen bohrte. „Was wollen Sie von mir?“ fragte er tonlos.

Der Lieutenant deutete auf das Herz. „Achten Sie gut“, sagte er. „Mein Revolver ist noch geladen.“ Dann schloß er die Augen.

Er verlangte den Tod, der seine hoffnungslosen Leiden abtun sollte, er verlangte den Tod von der Hand seines Feindes! Thure lief es kalt durch den Leib. „Das kann ich nicht“, entgegnete er. „Warum nicht?“ fragte der Lieutenant barsch.

Thure schwieg. Wenn man ihn hier trafe und neben ihm den todtten Lieutenant mit einem Kolbenschlag über der Stirn und einer Kugel mitten durchs Herz — mühten ihn nicht Alle des feigen, heimtückischen Meuchelmordes an einem Vorgesetzten zu sein — ihn, der ihn so oft in den Augenblicken des überschäumenden Zornes mit heißen Worten und bedeutungslosen Gebärden den Untergang angekündigt und noch kurz vor dem Ausmarsch gedroht hatte, daß er ihn bei der ersten besten Gelegenheit niederschließen werde?

Aber es waren nicht diese Besorgnisse allein, die es ihm unmöglich erscheinen ließen, dem Ansinnen des Lieutenants zu willfahren; ein Widerstreben seiner inneren Natur hielt ihn ab.

Der Lieutenant hatte die Augen wieder geöffnet, und in dem scheuen Blick, mit dem er den Tod erbat und zugleich davor zurückschrak, lag etwas ungemein Schredliches. Thure wandte sich unwillkürlich ab. Eine laute Selbstanklage pochte an die Pforten seines Gewissens; er hatte geschickt und gehakt, er hatte mit seinen wilden Wünschen die Wege dessen betreten, von dem da geschrieben steht: „Sein ist die Rache!“ — Nun lehrte der verbredliche Gedanke die Spitze gegen ihn selbst. „Ich kann nicht“, sagte er; „ich kann nicht!“

„Ich befehle es Ihnen!“ drängte der Lieutenant, dessen Dualen von Minute zu Minute wuchsen.

„So etwas können Sie nicht befehlen“, fuhr Thure auf. „Das bin ich nicht zu thun schuldig.“

„Wollen Sie mich lehren, was ich befehlen kann, und was nicht? — Das ist so Ihre Art! — Nichts als Raisonnieren, und Widerspenstigkeit! — Und weit ich Ihren steten Widerstand zu brechen wußte, wollen Sie sich jetzt an mir rächen und sich an meinen Schmerzen weiden. O pfui! ...“

Die Zornader schwellte auf der Stirn des Jünglings. „Solche Motive können nur Sie unterlegen“ — hatte er sagen wollen, aber er besann sich, daß er einen schwer Verwundeten vor sich habe, der im Mundstieber sprach. „Sie regen sich zu viel auf“, sagte er begütigend, indem er niederkniete und dem Lieutenant das Blut von der Stirn wusch.

„Ich werde hier verbleiben müssen oder von den Wölfen aufgefressen werden, denn es gibt noch Wölfe in dieser Gegend Frankreichs.“

Ein Anflug von Lächeln huschte über Thure's Gesicht hin. „Ich werde Sie nicht verlassen“, sagte er fest. „Wollen Sie einen Schluß ziehen?“

Der Lieutenant sehte die Feldflasche an die Lippen und sog den Inhalt mit gierigen Zügen ein. Dann dankte er mit einer kaum sichtbaren Neigung des Kopfes.

Beide verstumten eine Zeit lang. Man hörte nur noch das Rauschen der Blätter im Abendwind und die schnellen tiefen Athemzüge des schwer Verwundeten. Thure überlegte, was zu thun sei. Er hatte nie bei einem Sterbenden gestanden, und die Feierlichkeit des Augenblicks machte ihn selbst bestockt. „Niemand hier?“ rief er laut, wie um sich selbst von den hemmenden Einbildungen zu befreien. — „Alles todt!“ — „Doch nein!“ — Jetzt wurde deutlich in der Ferne wieder die Schüsse vernommen. ...

„Franzosen!“ flüsterte der Lieutenant mit geschlossenen Augen. Thure nahm sein Gewehr auf und bildete finster um sich. Das Geräusch kam näher, man hörte etwas wie Comandoburru. ...

„Gehen Sie“, befahl der Lieutenant, der wieder zum vollen Bewußtsein gekommen war. „Gehen Sie, sonst werden Sie gefangen genommen, und dann ist Ihr halber Ruhm dahin!“

„Ich bleibe bei Ihnen“, entgegnete der Einjährige. Die Stimme des Lieutenants sank wieder zu einem heiseren Geflüster herab. „Wissen Sie, wie die Franzosen ihre Gefangenen behandeln? — — — Machen Sie, daß Sie fortkommen!“

Mit diesen drängenden Worten stand in einem auffälligen Widerspruch die trambhafte Festigkeit, mit welcher der Lieutenant Thure's Handgelenk umspannte und zurückhielt.

„Ich bleibe bei Ihnen“, wiederholte der Einjährige — Freiwillige. „Nein, gehen Sie! Gehen Sie sofort! — Ich will kein Opfer von Ihnen annehmen!“ — Nun packte ihn ein heftiger Schüttelfrost und seine Zähne schlugen aufeinander. Endlich wurde er wieder etwas ruhiger, schloß die Augen und sprach wie im Traume weiter: „Ich weiß nicht, ob ich immer ganz gerecht gegen ihn war, ganz gerecht; ob ich mich niemals zu weit hinreichend lieh aus Gründen, die nichts mit dem Dienst zu thun hatten. Jenes verurteilte Mädchen Gesicht! — Nein, ich will kein Opfer von ihm, ich brauche kein Opfer von ihm — O Gott! ...“

Ein Blutstrom ergoß sich über seine Lippen und er wurde blaß wie eine Leiche. Der Schall der im regelmäßigen Schritte ankündenden Truppen kam näher und näher. „Jetzt kommen sie“, sagte der Lieutenant kaum hörbar.

„Lassen Sie sie kommen!“ rief der Einjährige wegwerfend. „So lange ich lebe, soll Ihnen kein Haar gekürzt werden.“

Der Lieutenant blickte zu dem Einjährigen auf, und in seinen Augen strahlte ein ungewohnter Glanz, etwas wie Bewunderung und Dankbarkeit.

Aber Thure sah nichts davon. Wie immer hatte ihn die Gefahr tollkühn und unternehmend gemacht. Er war aufgesprungen und auf einigen ledernen Steinen an der Kirchhofmauer emporgeklettert. Er glaubte seinen Augen nicht zu trauen, das waren ja deutsche Truppen! — Aber in sein Gesicht trat nicht der Ausbruch freudiger Heberausung; ja er schien über seine Entdeckung förmlich zu erschrecken. Was wird der Lieutenant nun wieder alles gegen ihn vordringen? Welcher unmöglichen Subordinationswidrigkeiten wird er ihn in seinem kranken Gedankengange zuweilen? Ungehorsam vor dem Feind? Bei den überspannten Vorstellungen des Lieutenants von absoluter Disciplin schien ja alles möglich! — Wenn man sich still verhielt, wenn man die Abtheilung an

sich vorbeiziehen ließe? Doch pfui! — Welch schändergebante! — „Hurrah!“ — rief er mit freudiger Stimme.

Er handelte — so glaubte er — wider seinen persönlichen Vortheil, aber er erfüllte seine Pflicht, und das Bewußtsein dessen gab seiner Haltung eine Festigkeit und Würde, die jeden Verdacht von ihm fern hielten. Die anrückende Compagnie trat durch das schwarze Gitterthor in den Kirchhof.

Der Lieutenant hatte verflucht, das Hurrah Thure's nachzurufen, aber es war nur noch wie ein leiser Hauch über seine Lippen gedungen. Mit ungebuldiger Geberde winkte er den Hauptmann zu sich heran.

Thure's Gesicht versteinerte sich. Jetzt also wurde die letzte, schwerste Anklage gegen ihn erhoben, jetzt wurde er als der Widerspenstigste der Widerspenstigen denuncirt!

Der Lieutenant hatte sich mit übermenschlicher Anstrengung noch einmal aufgerichtet. Er öffnete den Mund, aber die Sprache versagte ihm. Doch seine weißen Hände irren zitternd und hängig über seine Brust hin, er reiht sich mit einer letzten Kraftanstrengung das Eisener Kreuz ab und hält es nach Thure hin.

Was sein Mund nicht mehr vermochte, sagte der bittende Blick, den er auf den Hauptmann richtete, sagte das geisterhafte letzte Nicken seines Hauptes, das dann zum ewigen Schlummer niederfiel.

Und der Hauptmann verstand sehr wohl diese stumme Geberdensprache. „Nun, wenn er Sie vorschlägt, müssen Sie es doppelt verdienen“, meinte er, zu Thure gewandt.

Thure wollte protestiren, er wollte sagen, daß ihm der Sinn nicht nach deren Anerkennungen stehe; aber aus ihm verdrängte die Stimme; ein schwerer Druß liegt auf seiner Brust und ein unbekanntes Etwas schnürt ihm die Kehle zu. Das Gefühl der Schuld, die Erinnerung an die begabten bösen Gedanken ist in dem Bewußtsein der erfüllten Pflicht untergeordnet; der alte Haß hat sich aufgelöst in einen neuen Schmerz.

Sie hatten einen Mantel über die Leiche des Lieutenants gestreut und beteten leise. Der Wind erhob sich kälter, die Dämmerung ward tiefer; am Himmel ging der Abendstern auf und sandte einen Stroß des Friedens hernieder auf die streitende Welt.

Der Landsmann.

Deutsch-amerikanische Skizze von W. v. Schierbrand.

„Jawohl Herr Landsmann.“ Die Stirn des alten Behrend verfinsterte sich, und er schiedte dem bestohnten Kellner, der scheinbar mit dem Titel „Landsmann“ eine Art Wand zwischen seinem ansehnlichen Selbst und dem reichen, stadt-betrunnen Brauer zu knüpfen versuchte, einen unwilligen Blick nach. Aber er sagte nichts in Erwiderung.

Als sein Schoppen Martgäcker vor ihm hingestellt ward, da nippte er von Zeit zu Zeit daran, schweigend aber noch immer bedarrlich.

„Na, alter Freund, so nach dem Bild?“ erwiderte die heitere Stimme seines Vorkammergehen Mannfeld. „Eine Spinnne über die Leber gelaufen?“

Herr Behrend raffte sich auf. Es mühten trübe Gedanken seinen Geist, die ihn beschäftigt hatten, denn seine für gewöhnlich lachenden braunen Wangen blieben düster, als ob sie im Schacht der Vergangenheit traugige Bilder erblickten.

„Eigene Geschichte“, murmelte er dann halb für sich. „Wie so ein Wort. Einen doch das Gekochene wider lebendig vor die Seele ruft.“

„Was denn?“

„Nun, so erzähle doch, wenn eine Geschichte darin liegt.“

„Grab' sie aus, Deine Erzählung.“ So schloß es in buntem Ekrois um ihn herum.

Der alte Behrend frick sich den ergrauten Bart. „Meinetwegen“, sagte er dann, „wenn's Euch interessiert. Obgleich an der Sache an und für sich eigentlich nichts ist. Gleichwohl — wenn Ihr's wollt!“

„Na, ja, nur los“, brüllte er. „Gut denn. So hört.“

„Ich war damals schon ungefähr 20 Jahre alt und hatte mir den Wind schon tüchtig um die Ohren wehen lassen. Reich war ich zwar noch nicht, aber doch schon wohlhaben, und nahm eine gescheitete, geachtete Stellung in der Stadt ein. Da wurde ich dringender Geschäfte halber nach San Francisco gerufen. Ich war noch niemals dort gewesen. Die Stadt und ihre Umgebungen waren mir fremd und interessirten mich, und nachdem ich das dringende rein Geschäftliche erledigt für den ersten Tag meiner Anwesenheit, schlenderte ich im Geschäftstheil der

unteren Stadt umher, indem ich die bedeutendern Gebäude — damals gab es noch wenige wirklich stattliche dort — musterte und die größeren Läden mir ansah. An der Montgomery Street, als ich mir das Gewühl vor der Börse anschaute, stieß mich plötzlich Jemand am Arm, und zugleich hörte ich eine Stimme, die mich deutsch anredete. „Interessantes Treiben hier, Herr Landsmann, nicht wahr,“ jagte der Fremde.

„Ich drehte mich rasch um und fixirte den Mann scharf. Wie ein Bauernfänger oder Abenteuerer sah er eigentlich nicht aus; aber schäbig und heruntergekommen. Was mich aber abgestoßen und häufig gemacht hatte, das war die Anrede, Landsmann. Gegen das Wort hatte ich seit langem einen Widerwillen, schon seit der Zeit, als mich, kurz nach meiner Landung in New York, ein Kerl, der vor einem Kleiderladen an der Chatham Street stand und dessen Wege offenbar nicht in Deutschland, sondern in Rußland oder Galizien gestanden hatte, so angetröbte. Und seitdem habe ich häufig gefunden, daß wenn in Amerika Jemand als Landsmann angeprochen wird, man ihm das Fell über die Ohren ziehen will. Kurzum, die Anrede gefiel mir nicht, und ich drehte dem Mann, kurz entschlossen, den Rücken und schiedte mich an, weiter zu gehen. Der aber ließ nicht locker. Er hafterte sich an meine Sohlen und folgte mir auf Schritt und Tritt, immer ermüdlend auf mich einredend. Er erzählte mir von San Francisco, von seinem Leben und Treiben, von den vielen „ups“ und „downs“ seiner Bewohner, von den Silber- und Goldminen und den Erzfüssen derselben. Er erzählte ganz unterhaltend, oft sogar witzig und amüsan, und seinen Schilderungen flocht er die komischsten Anekdoten ein aus dem Privatleben der mir bis dahin nur dem Namen nach bekannten Millionäre, den Fart und Maden etc. Er verbreitete sich dann über das Theater, über die Kunst, über die Zeitungen, die Hotels, die Sitten und Gebräuche der Einwohner, in dem er sich die ganze Zeit nicht an meiner Seite hielt. Wenn ich nicht geradezu brutal sein wollte, konnte ich den Mann nicht abschütteln. Die Laute der Mutter Sprache auch, hier in diesem vielsprachigen Gewimmel, am Ufer des Stillen Meeres, so weit von der Heimath, umschmeichelten mein Ohr, und der Mann war wirklich unterhaltend, darüber konnte kein Zweifel sein. Er mußte eine gründliche Bildung genossen haben — seine Sprache und Ausdrucksweise verriethen das. Ich stand an einer Ecke still und sah mir den Mann etwas genauer an. Er hielt meinen durchdringenden Blick aus, ohne mit der Wimper zu zuden. Die Prüfung fiel trotzdem nicht zu seinen Gunsten aus. Er war noch jung, aber Ausdrucksformen oder Entbehnungen — vielleicht beides — hatten schon tiefe Furchen in dem jungen, bleichen Gesicht gegraben, und um die Mundwinkel lag ein schlaffer, müder Zug.

„Wie heißen Sie?“ fragte ich.

„Mar Weber“, antwortete er prompt.

„Was sind Sie und was wollen Sie von mir?“ forschte ich weiter.

Darauf erzählte er mir eine lange Leidensgeschichte, mit derselben Suada und derselben Geste, die er bei seinen vorherigen Schilderungen angewandt. Er sei der Sohn vermöglicher, hochgeachteter Leute in der Frankfurter Gegend, erzählte er, und durch eine unglückliche Liebe und etwas Leichtsinns nach Amerika gekommen, wo er kein Glück zu machen hoffte, sich aber gründlich getäuscht habe. Wenn er nicht von seinen Eltern jeden Monat eine Unterstützung von \$10 erhielt, so wäre er schon längst hier verhungert, denn argebunden sei ihm bisher geblüht. „Es schlägt eben nicht bei Jedem an, Herr Landsmann,“ so schloß er.

„Landsmann!“ schon wieder dieses Wort, das mir so verhaßt. Ein Schwindler, ein Gauner jedenfalls, so sagte ich mir im Geheimen, und indem ich für die dringend angebotene fernere Beleuchtung dieses Menschen dankte, wollte ich gehen. Da sah mich der Fremde aber mit einem Blick voll Thränen an.

„Herr Landsmann, helfen Sie mir, retten Sie mich,“ so schluchzte er dann. „Ich habe seit drei Tagen schon nichts Warmes im Magen, und zu meiner Würthin traue ich mich nicht davon zu sagen, denn ich schulde ihr die Miethe noch. Haben Sie Mitleid mit mir — ich will Ihnen alles bei Heller und Pennia wieder ersetzen.“

Ich blickte den Menschen nochmals genau an. Die Musterung fiel nicht günstiger aus. Es lag etwas in seinen Zügen, das mir nicht gefiel — etwas Verstecktes, Unaufrichtiges, etwas das mich mit entschließen nicht getrieben abließ. Und dann mit seinem ewigen „Landsmann“ — das Wort

verdroß mich.

„Ich griff in die Westentasche und suchte einen Silberquarier heraus; das reichte ich ihm. — Das ist Alles, was ich für Sie thun kann,“ brummte ich dabei und drehte mich auf den Haden.

„Aber, Herr Landsmann, seien Sie doch barmherzig — ich leide wirklich die äußerste Noth,“ schrie mir der Mensch nach.

„Der Teufel ist ihr Landsmann — lassen Sie mich ungestört“, rief ich entrüstet und geärgert und schritt schnellen Schrittes von dannen.

„An der nächsten Straßenecke drehte ich mich rasch noch einmal um. Da — da stand der Mensch noch — auf demselben Fleck und starrte den Himmel an — scheinbar das Bild der Verzweiflung. Es schoß mir durch den Kopf, daß ich gegen den armen Kerl vielleicht doch unbarmherzig gehandelt hatte. Schon seine Anekdoten waren mehr werth gewesen als diese lumpige Münze, die ich ihm gegeben. Ob ich umkehrte und ihm etwas mehr gab? Fast hätte ich's gethan — da klang mir's wieder in den Ohren, sein „Aber, Herr Landsmann.“ Nein, brummte ich vor mich hin — der Kerl ist ein Hundsbanger — ganz gewiß. Würde er sonst diesen Ausdruck fortwährend brauchen? Ein Gauner, ganz sicher. Er hatte auch so etwas an sich. Und ich entfernte mich.

„Ich blieb im Ganzen eine Woche in San Francisco; amüsierte mich ganz gut, erlebte mein Geschäft zu besserer Zufriedenheit, und hatte das Unlängliche mit Mar Weber, der er wie er sonst heißen mochte, ganz vergessen. Beagmet bin ich ihm nicht mehr, obwohl ich in der Gegend, wo ich ihn getroffen, noch mehrmals gesehen bin. Am Vorabend meiner Abreise, als ich ocalanowelt in der Lobby des Hotels saß, kaufte ich mir die soeben erschiene Abendzeitung und warf einen Blick hinein. Fast das Erste, was mir aufstieß, war ein Bericht von einem Selbstmord, dem mehr als gewöhnlich dramatische Umstände zu Grunde lagen. Und am Schluß hieß es: „Der Verstorbene war in San Francisco unter dem Namen Mar Weber bekannt. Sein eigentlicher Name, wie die hinterlassenen Briefe und Papiere beweisen, lautete anders. Thatsächlich war er der Sprößling eines altherberühmten deutschen Adelsgeschlechtes. Sein Vater nimmt noch heute General'srang in der preussischen Armee ein. Es ist kein Zweifel, daß die dringendste, äußerste Noth den bedauerlichen Menschen in den Tod getrieben hat; er ist, man kann beinahe sagen, verhungert, ohne er Hand an sich legen. Und die Fronie des Schicksals wollte es, daß zwei Stunden nach seinem Tode die regelmäßig monatliche Gelddemüfung von seinen Eltern eintraf, die ihn dem Glend entrischen hätte. Zugleich hören wir vom deutschen Consul hier, daß der Verewigte den Erbe eines kinderlos verstorbenen Oheims ist, und daß dieses Erbe schon seit Wochen auf ihn wartete, ohne daß der Consul die Leiche wird anständig beerdigt werden.“

„Das ungefähr waren die Worte, mit denen der lauge Bericht schloß. „Ich scheue mich nicht zu gestehen, daß mich tiefe Reue erfaßte. Durch meinen kläglichen Geiz hatte ich dies hoffnungsvolle junge Leben auslöschen helfen, so sagte ich mir.“

„Und das, meine Herren, ist der Grund, warum ich seitdem mich befare mich nicht vom Schein blenden zu lassen.“

Je m p e l b u r g. Infolge Brandstiftung wurde das Haus des Schneidemeisters Tetz ein Raub der Flammen. Tetz's Bestand sich mit seiner Familie besuchsweise in Stettin.

— B e g ü n d u n g. ... Das Stück leidet an furchtbarer Jdean-armuth!“ Autor: „Aber das ist ja gerade das Naturalistische!“

— F a t a l e W i r k u n g. „Wie wirkte denn der Aufenthalt an der See auf Ihre Gemüths?“ „Ach, sie hält mir jetzt nur noch gefalgene Gardinenvreditäten.“

— I n C a d i z h a t t e d e r Hausknecht eines Gasthauses einem gerade von Cuba angekommenen Ingenieur einen Haufen Banknoten entwendet. Als die Sache bemerkt wurde, suchte der Dieb zu entkommen. Mehrere Polizisten und viele Personen aus dem Publikum behelligten sich an der Jagd, aber Niemand konnte ihn erreichen, denn der Dieb warf ab und zu einzelne Banknoten hinter sich, die der Verfolger dann bestrebt waren aufzugreifen. Dadurch verperrten sie aber in den engen Straßen den Nachkommen den Weg, kurz es gelang auf diese Weise dem Manne, der offenbar dem Auspruch des Hesiod, daß die Hälfte oft mehr ist als das Ganze, huldigte, mit dem größten Theil der Beute zu entkommen.